

Martina Blasberg-Kuhnke

Die Alten in der Kirche

Zur Subjektoption im Alter

1. Die Kirchen und ihre alten Glieder

1.1 Die Volkskirchen in der Bundesrepublik – eine exemplarische Situationsskizze

«Die Kirche soll sich um die Alten kümmern»¹, lautet eine der am nachdrücklichsten vertretenen Erwartungen evangelischer Kirchenmitglieder in einer Befragung, die 1968 in der Bundesrepublik durchgeführt wurde. Andere nachfolgende kirchensoziologische Untersuchungen weisen in dieselbe Richtung: Die Kirchen bilden eine, ja vielleicht *die* gesellschaftliche Größe, zu deren zugeschriebenen vordringlichen Aufgaben es gehört, sich der Alten anzunehmen².

Diesen Erwartungen scheint durchaus eine kirchliche Realität zu entsprechen. Die Kirchen engagieren sich in den drei zentralen Bereichen gesellschaftlicher Altenarbeit: Sie unterhalten bspw. in den alten Ländern der Bundesrepublik Deutschland durch ihre Wohlfahrtsverbände «Caritas» und «Diakonisches Werk» zwei Drittel aller Alten- und Pflegeheime und einen Großteil der örtlichen Sozialstationen, die überwiegend leichter pflegebedürftige Ältere betreuen; sie sind mithin wichtige Trägerinnen der *Altenhilfe*. *Altenbildung* hat sich in den letzten Jahren im Kontext kirchlicher Erwachsenenbildung als eigenständiger und stets wachsender Bereich etablieren können, und fast jede Kirchengemeinde kann auf *Altenpastoral* in Altengruppen, -clubs oder gar -tagesstätten verweisen. So wirken die Rahmenbedingungen für das Verhältnis zwischen den Kirchen und ihren alten Gliedern günstig: Die Kirchen sollen sich im Bereich gesellschaftlicher Altenarbeit engagieren und entsprechen dieser Erwartung in hohem Maße.

1.2 Die Alten zwischen Engagement und mangelnder Wertschätzung

Unter der Oberfläche der institutionellen Sicherung kirchlichen Engagements in Altenarbeit

und Altenpastoral liegt allerdings eine nennenswerte Zahl unbearbeiteter und ungelöster Fragen und Probleme, die die Wechselbeziehung von Gemeinde, Kirchen und Alten als spannungsreiches und konfliktträchtiges Feld zutagetreten lassen.

Zunächst zeigt sich eine deutliche *Diskrepanz* zwischen dem *Engagement* älterer Gemeindeglieder, vorrangig der alten Frauen, und der *Wertschätzung*, die sie erfahren. Die größten pastoralen Anstrengungen richten sich darauf, Jugendliche und junge Erwachsene anzusprechen und zu erreichen; um die Beteiligung Erwachsener im mittleren Lebensalter wird geworben, während man sich der alten Gemeindeglieder und ihrer loyalen Partizipation an Gottesdiensten und gemeindlichen Aktivitäten sicher wähnt. Entsprechend wird ihre Präsenz oft genug gering geschätzt: Der Alten ist man sich sicher! Und mehr noch: Die gesellschaftliche Bedrohung, die das massive Ansteigen des Anteils älterer Menschen an der Gesamtbevölkerung der hochindustrialisierten Staaten für diese inzwischen darstellt, schlägt auf die Kirchen und Gemeinden durch. Oft genug freuen sich Gemeinden eben nicht über die große Zahl älterer Gemeindeglieder, sondern erleben sie vorrangig als Last³. Auch Hauptamtliche im pastoralen Dienst äußern nicht selten die Befürchtung, zu viele alte Gemeindeglieder führten zu einer noch größeren Distanzierung Jugendlicher, junger Erwachsener und Familien, die mit dieser Majorität der Alten nichts anzufangen wüßten und ihre eigenen Interessen und Bedürfnisse zu wenig wiederfänden.

1.3 Sozialisatorische Bedingungen der kirchlichen Präsenz alter Menschen

Sucht man das Phänomen der hohen Beteiligung Älterer am Gemeindeleben zu erklären, so lassen sich gegenwärtig vor allem *zwei Gründe* benennen. Der erste verweist auf die *sozialisatorischen Bedingungen, unter denen die heute Alten großgeworden sind*, der zweite auf die *Alterssozialisation*, die durch spezifische Ausgliederungsvorgänge eingeleitet wird.

Zum einen ist die intensive Teilnahme Älterer am kirchlichen und gemeindlichen Leben, die sich sowohl in ihrer überproportional hohen Beteiligung am Sonntagsgottesdienst zeigt⁴, wie auch in ihrer Zustimmung und ihrem Vertrauen

zur Kirche und ihrer Bereitschaft zum Engagement, Ergebnis einer Sozialisation, in der religiöse und gesellschaftliche Sozialisation noch weithin deckungsgleich gewesen sind und Religiosität ihren selbstverständlichen Ausdruck in einer intensiven Kirchlichkeit gefunden hat. Die gegenwärtige Altengeneration widerlegt mithin die unreflektierte und sich hartnäckig haltende These, Religiosität und Kirchlichkeit bildeten ein Korrelat des Lebensalters. Die Vorstellung, es sei vor allem der näherrückende Tod, der die Alten zu verstärktem religiösem Engagement führe, ist gerontopsychologischen Untersuchungen zufolge unhaltbar⁵.

Zum anderen zwingen Gesellschaften, die ihren alten Gliedern Alter nur als «Un-Rolle» (roleless role) anbieten können, weil alle gesellschaftlich bedeutsamen Bereiche und Funktionen *per definitionem* Jüngeren vorbehalten sind, ihre Alten, sich Räume zu suchen, die ihnen überhaupt noch offenstehen. Vor allem die Ausgliederung aus dem Berufsleben, die Pensionierung, verlangt Alternden, die oft noch nicht einmal 60 Jahre alt sind, gesellschaftliches Disengagement ab, das ihrer persönlichen Lebenssituation (noch) gar nicht entspricht, aus ökonomischen Gründen etwa aber für unabdingbar gehalten wird⁶. Es erstaunt nicht, daß die solchermaßen in wesentlichen gesellschaftlichen Bereichen als nicht mehr erwünscht Definierten und Stigmatisierten sich verstärkt auf jene wenigen Räume besinnen, in denen sie nach wie vor präsent sein können. Neben dem Freizeitbereich sind das vor allem die Kirchen, die gesellschaftlich ja nicht selten selbst dem Freizeitsektor zugerechnet werden. An die Gemeinden mit ihrer einzigartigen Lage auf der Schnittfläche von Öffentlichkeit und Privatheit richten sich also verständlicherweise die besonderen Erwartungen Älterer und Alter, erwünscht und angenommen zu sein und Partizipationschancen zu behalten, die ihnen sonst oft genug genommen wurden und verwehrt sind.

2. Gemeindeverständnis und Altenpastoral

2.1 Die Alten — ein Katalysator für die Identität christlicher Gemeinde

Können die oft genug beeindruckenden Einrichtungen und Institutionen für Alte also nicht darüber hinwegtäuschen, daß ältere Gemeindeglieder gleichwohl uneingelöste Wünsche und

Erwartungen an Kirche und Gemeinden haben, so fragt sich, wie Gemeinden ihren alten Gliedern tatsächlich gerecht werden können.

Es sei noch einmal an die weitverbreitete Einstellung erinnert, zu viele alte Gemeindeglieder seien den Jüngeren nicht zuzumuten; man wolle nicht «nur» die Alten, sondern genauso — vielleicht lieber — Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene. Hinter einer solchen Auffassung steht ein Gemeindeverständnis, das Gemeinde als denselben Gesetzmäßigkeiten ausgesetzt und ausgeliefert sieht wie moderne Dienstleistungsunternehmen überhaupt: Um ihre Attraktivität für erwünschte Zielgruppen muß gekämpft werden, auch gegen harte Konkurrenz. Nicht diejenigen, die sich, aus welchen individuellen und gesellschaftlichen Gründen auch immer, für die Gemeinde als sozialen und religiösen Lebensraum entschieden haben, nicht einmal die, die im Territorium einer Gemeinde, im Dorf oder im Stadtteil, leben, sind auch die erwünschten Subjekte der Gemeindepraxis. Vielmehr gibt es vordefinierte Zielgruppen, die man besonders gern erreichen möchte und auf die hin intensive, wenn auch meist von geringem Erfolg gekrönte, pastorale Anstrengungen unternommen werden. Angesichts dieses der Logik moderner Ökonomie folgenden Verständnisses pastoralen Handelns erstaunt nicht, daß die *besonders erwünschten Zielgruppen* sich mit den *auch gesellschaftlich bevorzugten* Altersgruppen Erwachsener im jüngeren und mittleren Lebensalter weithin decken.

Die wichtigste Voraussetzung für ein gerechtes und wechselseitiges Verhältnis zwischen Gemeinden und ihren alten Gliedern stellt mithin eine *Überprüfung des Gemeindeverständnisses* als solchen dar. Die Frage, wie es um die Alten der Gemeinde bestellt ist, eignet sich tatsächlich als Katalysator für die Identität christlicher Gemeinde: In der Art und Weise, wie sie *Koinonia zwischen Jungen und Alten* in kommunikativ-solidarischer Praxis lebt, vollzieht sie sich selbst als Gemeinde Jesu Christi, die seinen Maßstäben zu folgen sucht.

2.2 Wahrnehmung für das Alter als multifaktorielle Wirklichkeit

Ein solches Selbstverständnis als Gemeinde und Kirche realisiert sich gerade auch darin, sich mit der multifaktoriellen Wirklichkeit «Alter» vertraut zu machen und Wahrnehmung für die *Dif-*

ferenziertheit der Lebenswirklichkeit alter Menschen zu entwickeln⁷. Dazu gehören Grundkenntnisse der sozialen Situation älterer Menschen in den verschiedenen Phasen des Alters. Die Situation eines 55jährigen, frühpensionierten Arbeiters mit Familie ist der einer 75jährigen ehemaligen Studienrätin, die alleinstehend ist, nicht vergleichbar, ebensowenig wie die letzterer mit der eines hochbetagten, pflegebedürftigen Bewohners eines Altenheims. Ohne ein Mindestmaß an Auseinandersetzung mit den soziologischen Bedingungen des Alterns, mit den Veränderungen im Familienzyklus, den Auswirkungen des Eintritts in den Ruhestand, der ökonomischen Situation, den Wohn- und Freizeitbedingungen, der Bildung usw. wird eine *differenzierte Wahrnehmung der Inhomogenität der Altenpopulation* als Voraussetzung für eine differenzierte Altenpastoral verunmöglicht. Dasselbe gilt für die gerontopsychologischen Faktoren: Daseinsthematiken und der Umgang mit Entwicklungsaufgaben im höheren Erwachsenenalter, ihre Bewältigung und pathologische Entwicklungen, die bis zum Alterssuizid reichen können, sowie die häufigsten geriatrischen und gerontopsychiatrischen Befunde müssen denjenigen bekannt sein, die verständnisvoll mit Alten zusammenleben wollen, erst recht denen, die als Seelsorgerinnen oder Seelsorger alten Menschen pastorale Begleitung in ihrer Lebensphase anbieten wollen. Letztere kommen zudem nicht ohne eine Beschäftigung mit der religiösen Entwicklung im Alter aus, die sich vor allem an der *Auseinandersetzung mit dem Lebensganzen* angesichts des näherrückenden Todes entzündet.

Hier erweist sich die noch immer mangelnde Vermittlung gerontologischer Erkenntnisse innerhalb des Studiums der Praktischen Theologie als verhängnisvoll, wären geropastoral ausgebildete Theologinnen und Theologen doch zugleich in der Lage, den Ehrenamtlichen in den Gemeinden ihrerseits eine grundlegende Ausbildung und Begleitung für ihre Tätigkeiten in Altengruppen und -tagesstätten oder auch für den Umgang mit hochaltrigen Angehörigen zu Hause zukommen zu lassen. Wenn Jüngere Alten helfen wollen, ihre eigene Biographie im letzten zustimmend annehmen zu können und darum und darüberhinaus die letzte Lebensphase als lebenswerten und sinnvollen Teil des Lebensganzen zu bejahen, so bedarf es *pastoraler Kompetenzen* und vor allem eines *gemeindlichen Klimas*,

das die unverwechselbare Würde alter Menschen und ihre unersetzlichen Charismen für die Gemeinde und in ihr zur Geltung bringt.

3. Alte und Gemeinde — eine Wechselbeziehung 3.1 Die Weisheit der Alten

Neuerlich auf Schwierigkeiten trifft allerdings, wer gezielt danach fragt, was Alte in den kommunikativen Prozeß «Gemeinde» einzubringen haben. Meistens wird, eher hilflos, auf die «Weisheit» Älterer hingewiesen, die zugleich seltsam inhaltsleer bleibt. Dabei läßt sich sowohl biblisch wie gerontopsychologisch und praktisch-theologisch mit einem Rekurs auf die Weisheit als Alterstugend dem spezifischen Beitrag Älterer nahekommen.

Weisheit als biblische Tugend, oft verbunden mit hohem Alter, nicht lediglich die Funktion vieler Lebensjahre, sondern eines jahwebezogenen Lebenslaufs und, wegen ihrer Seltenheit, als besondere Gnade Gottes bewertet, bedeutet in ihrem Kern den Weg lebenslangen Suchens nach Gerechtigkeit, der Ausdruck der Gottesliebe ist. «Ein Ehrenkranz der Alten ist reiche Erfahrung, ihr Ruhm ist die Gottesfurcht» (Sir 25,6).

Eine so bestimmte biblische Altersweisheit korreliert in spezifischer Hinsicht mit der Alterstugend der Weisheit, die der Psychoanalytiker E. H. Erikson als Ergebnis der gelingenden *Lösung der letzten Reifungskrise* des Lebens zwischen Integrität und Verzweiflung ausmacht⁸. Integrität ist zu begreifen als die Annahme und Bejahung des eigenen einmaligen und einzigartigen Lebens, ohne die Abwege und Abgründe (theologisch: die Schuld) zu leugnen und statt dessen in Verzweiflung dem Lebenskel zu verfallen. Ihr korrespondiert die Weisheit als «erfüllte und gelöste Anteilnahme am Leben im Angesicht des Todes»⁹, die Ausdruck von Hoffnung und Glaube ist. Mit seinen Überlegungen sieht Erikson sich «sehr dicht an die Grenze geraten... die die Psychologie von der Ethik trennt»¹⁰. Wenngleich Erikson Hoffnung und Glaube nicht im spezifisch christlichen Sinn als Hoffnung auf Vollendung der einzelnen und der Schöpfung im Glauben an die Reich-Gottes-Botschaft Jesu sieht, so wird doch deutlich, daß Altersreligiosität in einer bestimmten Weise *Ausdruck der im Glauben bewältigten Krise der letzten Zustimmung zum Leben* ist. «Der alte Mensch ist auf die Grenzlinie zwischen Zeit und Ewig-

keit gestellt. Und da hat er seine heiligste Aufgabe. Sie kann eine schwere Last sein. Aber Gott trägt sie mit uns. . . »¹¹ Eine solche Religiosität, die alte Glieder der Gemeinde den Jüngeren in kommunikativer Praxis mitteilen in der Art, wie sie ihr Leben gelebt und bestanden haben und gerade auch, wie sie angesichts der Überlebenskrisen auf Zukunft für die anderen, nach ihnen Kommenden, hoffen, bildet einen unverzichtbaren Beitrag der Alten.

3.2 Die Alten als Tradenten des Glaubens

Auf diesem Hintergrund gewinnt zugleich die Rückfrage nach den Alten als Tradenten des Glaubens eine neue Bedeutung, ohne in idealistischer Verkennung gesellschaftlicher Realitäten zu ignorieren, daß die Alten ihre «Rolle als «Erfahrungsträger» oder als «Traditionsvermittler» . . . in der heutigen schnellebigen Gesellschaft weitgehend verloren»¹² haben. In differenzierter und kritischer Auseinandersetzung mit eben dieser Realität gälte es, neu zu verdeutlichen, daß und weshalb die *Tradierung des Glaubens auf glaubwürdige Tradentinnen und Tradenten angewiesen bleibt*: Nicht nur, weil der Glaube unersetzlich an die Möglichkeit gebunden bleibt, zwischenmenschlich und also zwischen Jungen und Alten erfahren zu werden, sondern im Blick auf die Alten vor allem, weil aus einer lebenslangen Geschichte mit Gott eine besondere Glaubwürdigkeit gegenüber denen erwachsen kann, die ihr Leben in großen Teilen noch vor sich haben. «Glaubenswissen als praktisches Wissen . . . bezieht seine Plausibilität auch und vor allem aus dem Zeugnis gelungenen Menschseins.»¹³ «Gott, du hast mich gelehrt von Jugend auf und noch heute verkünde ich dein wunderbares Walten» (Ps 71,17).

3.3 Intergenerationelles Lernen

Form und Inhalt, in denen Alte ihre relevanten Erfahrungen tradieren können, haben sich im Gefolge gesellschaftlicher und globaler Entwicklungen tatsächlich stark verändert. Gefragt sind nicht mehr etwa berufsbezogenes Wissen oder ihr Erziehungsverhalten. Wohl aber finden zunehmend jene alten Menschen gerade bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen Gehör, die sich für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung engagieren — sie gelten ih-

nen oft als glaubwürdiger, freier, bußfertiger und einfühlsamer als Angehörige der mittleren Generation. Integrität und Weisheit im Alter können sich durchaus darin äußern, *in einer Gemeinde die Endlichkeit des Lebens offenzuhalten*, gegen den noch immer vorhandenen gesellschaftlichen Machbarkeitswahn.

Intergenerationelles Lernen im Kontext einer Gemeinde schafft die Bedingungen, *Gemeinde als koinonische Gemeinschaft* junger und alter Menschen zu erfahren. Viele Kinder und Jugendliche erleben Alte angesichts der Auflösung des Mehrgenerationen-Familienverbandes eigentlich nur noch in Ausnahmesituationen, wie etwa bei Familienfeiern. Gemeinde kann demgegenüber einen Ort darstellen, wo gesellschaftlich fehlende alltägliche intergenerationelle Beziehungen gelebt werden mit der Folge, daß wechselseitige negative Fremdbilder korrigiert werden.

Intergenerationelles Lernen in *gemeinwesenorientierter Perspektive* bietet zusätzlich die Chance, daß verschiedene Altersgruppen an gemeinsamen Fragen, wie etwa der nach humanen Wohn- und Lebensformen, sozialer Beteiligung und Kommunikation im Stadtteil oder einer kinder- und altengerechten Stadt, arbeiten. Situationsgerechtes Zur-Verfügung-Stellen von Lebenserfahrungen für eine menschengerechte Zukunft trifft durchaus auf offene Ohren Jüngerer.

Die zuletzt entwickelten Aspekte machen darauf aufmerksam, daß die noch immer vorherrschende Praxis, Altenarbeit als getrennten Bereich der Gemeindegarbeit zu konzipieren — mit der Gefahr der *Ghettoisierung der Alten* — einer Überprüfung bedarf. Statt Alte durch die Schaffung unnötiger altersspezifischer Einrichtungen subtil wiederum auch aus der Gemeinde auszugliedern, gälte es, Interessen und Engagements so wahrzunehmen, daß sie alters- und geschlechtsübergreifend gemeinsam getragen werden.

4. Zur Subjektoption im Alter

Wechselseitigkeit und Gerechtigkeit in den Beziehungen zwischen Alten und Gemeinde oder Kirche sind auf dem Hintergrund dessen, was bislang entfaltet worden ist, nur denkbar, wenn die praktisch-theologische Subjektoption für die Alten unbedingt ernstgenommen wird. Die *Würde alter Menschen* als Subjekte ist in der Gemeindepraxis zur Geltung zu bringen. Die *Sub-*

jektoption im Alter sei abschließend in *Grundzügen* konkretisiert.

Das *Subsidiaritätsprinzip* muß auch in der Altenarbeit zur Anwendung kommen: Soviel wie möglich sollte durch die Alten selbst oder wenigstens mit ihnen geschehen, so wenig wie möglich für sie. *Wechselseitigkeit und Gleichheit* sind unter allen Umständen, auch im Umgang mit pflegebedürftigen alten Menschen aufrechtzuerhalten. Das verlangt vor allem Sensibilität für die *Balanc*e zwischen notwendiger Betreuung und betreuender Bemächtigung: Soviel Betreuung wie nötig, so wenig wie möglich. Wo in schwerer Krankheit, bei Pflegebedürftigkeit oder in Todesnähe nichts anderes mehr möglich ist, geht es um eine Ethik des «aushaltenden Dabeiblebens»¹⁴. In jedem Fall bedarf es der Wahrnehmung dafür, was Alte geben, statt nur zu sehen, was ihnen gegeben wird oder was sie früher gegeben haben und jetzt an «Wiedergutmachung» erwarten dürfen.

Intergenerationelles Lernen verlangt, *das Recht der Alten, anders zu sein*, als wir Jüngere sie haben wollen, ihre Lebensformen, auch und gerade wenn sie nicht die eigenen sind, und besonders ihre religiösen Ausdrucksformen und ihre Spiritualität zu achten.

Eine *Kultur des Hörens* auf das, was Alte zu sagen haben, und ihnen dort, wo ihnen nicht zugehört wird, *Gehör zu verschaffen*, reicht bis in den Bereich sozialer und politischer Diakonie. Die berechtigten Forderungen alter Menschen auf ein würdiges Alter, das soziale Absicherung und angemessene gesellschaftliche Partizipation umgreift, verdienen unterstützt und bestärkt zu werden. Christliche Gemeinde soll nicht «Kontrastgesellschaft»¹⁵ für Alte sein, die ihnen Ersatz für ihre gesellschaftliche Ausgliederung bietet und sie über ihre Bedeutungslosigkeit hinwegtröstet, sondern ein Ort, an dem für einen veränderten Umgang mit Alten eingetreten und im eigenen Raum antizipativ schon eine Alternative experimentiert und gelebt wird.

¹ Vgl. W. Harenberg (Hg.), Was glauben die Deutschen? (München/Mainz 1968).

² Vgl. M. Blasberg-Kuhnke, Alte: Ch. Bäumler / N. Mette (Hg.), Gemeindepraxis in Grundbegriffen (München/Düsseldorf 1987) 55–63; hier: 57.

³ AaO. passim.

⁴ In der Bundesrepublik besuchen mehr als 50% der über 60jährigen Katholiken jeden Sonntag und gut 70% fast jeden Sonntag die Eucharistiefier der Gemeinde. Vgl. M. Blasberg-Kuhnke, Gerontologie und Praktische Theologie (Düsseldorf 1985) 169ff.

⁵ So konnte Munnichs bereits in den 60er Jahren empirisch nachweisen, daß die Annahme der Endlichkeit des eigenen Lebens «unter anderem mit echter persönlicher Religiosität» zusammenhängt, wohingegen Religiosität sich nur vereinzelt als Folge der Angst vor dem Tod gezeigt hat. Vgl. J.M.A. Munnichs, Die Einstellung zur Endlichkeit und zum Tod: H. Thomae / U. Lehr (Hgg.), Altern — Probleme und Tatsachen (Wiesbaden 1977) 569–612, hier: 608 (Ouderdom en eindigheid, Assen 1965, 133–160).

⁶ Die Disengagement-Theorie als eine der bedeutendsten soziologischen Alternstheorien besagt im Kern, daß der Rückzug der Alten aus der Gesellschaft nicht nur von diesen verlangt wird, sondern auch von den Alten selbst gewünscht wird und Zufriedenheit im Alter sichert. Sie läßt sich empirisch so nicht halten; vielmehr korreliert Zufriedenheit mit der Möglichkeit der alten Menschen, den Grad ihrer Beteiligung selbst bestimmen zu können. Vgl. Blasberg-Kuhnke, Gerontologie, 126–133.

⁷ Vgl. ausführlich aaO. 15–180.

⁸ Vgl. E. H. Erikson, Der vollständige Lebenszyklus (Frankfurt 1988) 78–85.

⁹ AaO. 78.

¹⁰ E. H. Erikson, Einsicht und Verantwortung (Stuttgart 1966) 121.

¹¹ K. Rahner, Zum theologischen und anthropologischen Grundverständnis des Alters: Schriften zur Theologie XV (Zürich/Einsiedeln/Köln 1983), hier: 325.

¹² Ch. Ruback, Die Macht der «Alten» stärken. Plädoyer für eine andere Altenarbeit: B. Krämer (Hg.), Die jungen Alten (Bonn 1986) 145–162, hier: 151.

¹³ Blasberg-Kuhnke, Gerontologie, 263.

¹⁴ J. Degen, hier zitiert nach: N. Mette, Gemeinde werden durch Diakonie: L. Karrer, Handbuch der praktischen Gemeindegarbeit (Freiburg/Basel/Wien 1990) 198–214, hier: 207.

¹⁵ Gegen ein Verständnis der Kirche als Kontrastgesellschaft, die sich auf gesellschaftliche Konflikte letztlich nicht mehr einläßt, wendet sich u. a. P. Eicher, Kirche als Kontrastgesellschaft?: Orientierung 51 (1987) 230–232.

MARTINA BLASBERG-KUHNKE

1958 in Hagen/Westfalen geboren, verheiratet. Studium der Theologie und Erziehungswissenschaften. Dr. theol. 1981–87 Wiss. Mitarbeiterin am Seminar für Pastoraltheologie und Religionspädagogik an der Universität Münster; seither Lehrbeauftragte für Praktische Theologie und Habilitandin im Fach Religionspädagogik. Veröffentlichungen: Gerontologie und Praktische Theologie (Düsseldorf 1985); Kirche auf dem Weg ins Jahr 2000 (gem. mit N. Mette, Düsseldorf 1986); außerdem diverse Beiträge zu den Schwerpunkten Gemeindegarbeit, Altenpastoral, Frauenfrage und Erwachsenenbildung. Anschrift: Dr. Martina Blasberg-Kuhnke, Kreuzstraße 61, D-4600 Dortmund 1.